

Jiří Gruša:

Mitteleuropa: Ein Ort des Geistes in einer Welt im Umbruch

Sehr geehrter Herr Landtagspräsident! Liebe Freunde und Kollegen! Das alte Wort Mitteleuropa wirkte bei uns, in meinem Ministerium in Prag, irreführend. Es rief Konzepte ins Gedächtnis, mit denen in dem Ministerium nicht viel zu erreichen war. Der Terminus Mittel-Ost-Europa war uns lieber, trockener, passender für die Landschaft der politischen Überflutungen. Hier lag auch mein Tschechien, obwohl auch dieses Wort Schwierigkeiten machte. Man musste es einführen. Wir haben gestritten, ob wir Tschechei oder Tschechien verwenden. Doch wir waren kein Neuling unter den Staaten, die das postkommunistische Gebiet belebten.

Tschechien ist ein altes Gebilde. Gemeinsam mit Polen und Ungarn stellte es historisch und soziologisch eine Enklave dar, in der latinisierte, vorwiegend slawische Ethnien eine erfolgreiche Westerweiterung betrieben haben. Rom, Reich und Reformation – diese drei R waren als bildende Einflüsse äußerst wichtig, angereichert mit dem jüdischen Handelsstil, Universitäten, Domen und Stadtrechten. Das sprachliche Durcheinander, das meist auch Unterschiede in der gesellschaftlichen Schichtung aufwies, charakterisierte uns alle und natürlich der Hochadel, landespatriotisch und übernational zugleich, diese Lobkowiczs, Schwarzenbergs oder Erdödys.

In den Zeiten des Gedeihens wollte man eine klare Westpolitik. Dieses Mitteleuropa litt nach der Schwächung des Heiligen Römischen Reiches und dessen Ende unter dem Anprall der Randmächte, der Türkei, Preußens und Russlands, fand dann partiell sein politisches Asyl in der Donaumonarchie. Doch mit deren Untergang wurde es zum Zwischen-Europa. Im Zeitalter des Rationalismus schien es irrational, im Zeitalter des Absolutismus relativistisch, im Zeitalter der Nationen von keiner Nation nationalisierbar, in der Ära der Massenschlachten nicht maßgebend genug, in der Unzeit der rassistischen Reinheit die wahrste Promenadenmischung.

Als Dispositionsobjekt zuerst des nationalen und später des realen Sozialismus ging es zugrunde. Nach der Implosion des letzteren erschien es jedoch wieder, und

Tschechien ist ähnlich wie einst die Böhmisches Krone ein Teil Polen, Ungarn – die bekannten Kontrahenten Slowakei, Slowenien und das Baltikum, die Mittdörfler. Diese neue, alte Position meines Landes strapaziert die Tschechen. Man sieht endlich eine Chance, an die kulturpolitische Vernetzung von einst anzuknüpfen, aber man beherrscht sie nicht. Ähnliches gilt auch für die anderen Anrainer und die geschichtliche Basis ist sehr tückisch. Man kann sich seine Eltern nicht aussuchen, seine eigenen Märchen aber gewiss. Kollektivistische Genealogien sind polemische Erinnerungen. Das schlechte Gewissen will historische Güter.

Wie sieht es also heute mit der mitteleuropäischen Erinnerung aus? In der ganzen Ossi-Welt stößt man auf zwei Gedächtnisarten, auf die prä-nationale und die nationale. Der dritte Typus, die postnationale Prägung, fehlt uns. Diese drei Adjektive beschreiben das politische Know how unserer Gegend. Oft denke ich an die Probleme des Wilhelminischen Deutschlands. Das Reich, abrupt aus der feudalen Kleinstaaterei entstanden, strebte eine Modernisierung an, war jedoch nicht ohne agrarische prä-nationale Residuen und steckte mit einem Fuß in dem Völkergemisch des Ostens. Schon damals gab es eine polnische Frage, eine böhmische Frage usw.

Auch wir sind heute abrupt aus Schatten und Lähmung emporgetaucht. Auch wir liefern mehr halb entwickelte Traditionen der politischen Kultur. Die Religionen haben ihre feudale Position verloren oder eingebüßt, nicht aber die Kraft, für die Sakralisierung des Alltags zu sorgen. Der Zusammenbruch des Kommunismus entblößte somit die älteste Grenzziehung Europas. Die kommunistische Ideologie konnte ihr Versprechen, weltliche Paradiese zu schaffen, nicht einhalten. Dafür hinterließ aber sie ein emotionelles Vakuum, das man beliebig mit anderen Halbversprechungen nationaler oder nationalistischer Prägung ausfüllen kann.

Schon bei der Analyse des Misserfolges des Wilhelminischen Reiches, das seine glänzenden Ergebnisse der Industrialisierung nicht in das politische System einzubauen wusste, hat man die hilfreiche Bezeichnung „Verspätete Nation“ angewandt. Auf dem Gebiet ehemaliger kommunistischer Staaten hat man ebenfalls eine Industrialisierung bemüht. Der Arbeiter sollte seiner selbst warten.

Komischerweise musste man diesen zuerst schaffen, denn die Industrierevolution fand nur partiell statt. Man baute also Fabriken, um Arbeiter zu haben, eher als

Produkte. Man baute ideologisch, betrieb eine Stroika – würde ich das nennen, wie es auf Russisch hieß –, einen Aufbau, konstruktivistisch konzipiert. Die Völker des Fortschritts wurden so doppelt zu „verspäteten Nationen“. Nach dieser Stroika sollte die Perestroika das Unternehmen retten. Sie endete in einer Destroika.

Diese zu verstehen heißt, die Skala der hiesigen Verspätungen richtig zu erfassen, die dreifache historische Verwicklung unserer Länder minutiös zu beschreiben und dann mit einer Urbarmachung der Deiche anzufangen. Deiche sind Grenzen und gleichzeitig die Einbindung. Darauf kommt es an. Freilich, ein solches Verfahren respektiert auch Russland und damit sind wir bei meinem zweiten Thema.

Dieser Respekt aber vereinigt Umsicht mit Sicht. Diese wiederum zeigt uns, dass ein Zwischen-Europa ein Zwischen-Russland hervorbringt, etwas, was das Alte noch nicht aufgab und das Neue noch nicht aufgenommen hat. Das Alte sind die Allüren der Verspätung, das Neue der Mangel an Transparenz. So lange es ein Zwischen-Europa gibt, gibt es auch ein Zwischen-Russland, und wir werden etwas damit zu tun haben.

Historisch gesehen geht es darum, ob unser Mittel-Ost-Europa wieder zu Mittel-West-Europa wird, ob sozusagen die Enteignung dieses Raumes, die mit dem Eintritt eines Russlands auf die europäische Bühne begann, und in die Teilung Polens und Deutschlands, ja in die Spaltung des Kontinents mündete, überwunden werden kann oder nicht, und – das möchte ich bitte zweimal unterstreichen –, um auch Russland europäisch kooperativ zu binden. Ich höre den Einwand: Sie stellen eigentlich eine russische Frage, ohne sie als solche zu benennen. Na gut, ich gebe es zu, aber mit der Bemerkung, dass ich keine antirussische stelle. Auch ich denke an Eingliederung. Speziell als Tscheche habe ich keine Berührungängste mit den russischen Verwandten und vielleicht am wenigsten eine rekriminierende Retrospektive. Ich unterscheide mich in der Perspektive und Putin und Rasputin reimt sich gut.

Schon in der sozusagen stillen und lauten Opposition vor 1989 hat man bei uns das Sowjetsystem anders interpretiert. Die Analyse führte zu dem Schluss, dass es sich

um einen spezifischen Fall des westlichen Konstruktivismus handelt, östlich praktiziert. Ohne Ludendorff kein Lenin, geschweige denn ohne Marx je einen Marxismus. Doch bei der Bewunderung für jene zauberartige Verwandlung so vieler Poeten in Politiker anno 1989 hat man oft vergessen, dass das dissensive Denken die Sterilität der Leninära – oder bis Breschnew weiter geleitet – äußerst unpoetisch auseinandernahm. Man sah in dem russischen Sozialismus keinesfalls jenen Staat, der zwar dumm, aber irgendwie gemeinnützig agiert, also eine gute Idee falsch angewandt, und dies noch mit dem Unterton: Hätten wir die Chance vor Lenin gehabt – das war meistens die linke Argumentation während meiner Zeit in der Bundesrepublik –, dann hätten wir das anders gestaltet. Nein, für uns war dieser Sozialismus eine äußerst schlechte Idee, äußerst effektiv verwirklicht,

eben mit der ganzen Wucht der Verspätung. Die Kommandowirtschaft war die Umverteilung, die sozusagen letzten Endes alles zerteilt hat, was man hatte, bis auf die Machtzentralen. Sie fungierten, um sich halten zu können, mittels politischer Prämien für die Machtstrukturen. Patriarchalismus, Regulierung, Allokationen und Enteignungen waren die Mittel. Unser Sozialismus war kein Moloch, der unbeirrt alles zu verdauen wusste, schmecke es, wie es wolle. Nein, auch er war gezwungen, Klientelbelohnungen zu praktizieren, wenn auch eine primitive, aber umso ungenierter. So nagte er selbst an der Mauer, die er zu seinem Schutz errichtet hatte.

Als diese fiel, war er schockiert und beinahe widerstandslos. Es boten sich diverse Garnituren an, Dissidenten, Reformkommunisten, national bewegte Direktoren der Kombinate, klügere Köpfe aus der Grenzzone der Kunst und Wissenschaft usw. In der alten Tschechoslowakei und in Polen waren das zuerst die erstgenannten, denen es gelang, die konzeptionellen Entscheidungen der ersten Stunde ein wenig zu beeinflussen. Ich verhehle nicht, dass dies noch keine Garantie auf Dauer bedeutet, selbst wenn wir verkünden, dass die tschechische Republik aus dem Schlimmsten heraus sei. Wir vermieden es bislang, die kommunistische Retourkutsche in ein Museum zu verfrachten. Sie steht immer noch auf dem Wenzelsplatz.

Die breitere politische Entscheidung jedoch, die uns festigen würde, lag außerhalb unseres Machtbereiches. Man kann also noch immer in die dunklen Ströme einer Destroika hineingeraten, weil wir noch immer nicht aus der Patsche heraus sind.

Diese hält all diejenigen in ihrem Bann, die noch immer meinen, dass neue Stabilität durch alte Konzepte herbeizuführen ist. Diese denkt linear nach den alten Mustern der nationalen Industrialisierung. Man sprengte gerne Grenzen, um Räume zu schaffen. Räume brauchten Ressourcen, Ressourcen Märkte, Märkte Massen und wieder Macht. Staaten, die diese Chancen hatten, haben sie auch genutzt, führten Kriege à la Clausewitz mit Völker- und Materialschlachten, bauten Imperien, gründeten Kolonien und Monopole.

Nicht alle aber haben begriffen, dass diese komplexe Welt von heute komplexere Ordnungen benötigt, dass das Künstlichere langsam interessanter wird als das Natürliche, Diskussionen wichtiger als Diktaturen, nüchterne Sachlichkeit erfolgreicher als Leidenschaft für die eine heilige Sache. Das Komplexe wirkte befremdend unheimlich und heimatlos zugleich. Man fühlte sich fremd und versuchte, sich in den Reichen der Reinheit, der Kumpanei davor zu schützen. Beide Projekte haben eines gemeinsam: den Glauben an den besseren Menschen, herstellbar in der Fabrik der jeweiligen Menschlichkeit.

Die Niederlage des Nationalsozialismus schien zumindest die zweite Variante zu bestätigen, doch die Welt der zwar nicht erlösten, aber produktiven Leute entfaltete eine ungeheure Dynamik und bot Ende der 1950er Jahre die elektronische Revolution an. Sie hob das Individuum hervor, den Einzelnen, sozusagen den Verbraucher mit seiner subjektiven Realität und subjektiven Instrumenten. Das sowjetische System glaubte an eine objektive Realität. Es machte daraus sogar seine Hauptkategorie, und seine Planer glaubten, das Objektive anfassen zu können. Sie merkten nicht, dass die Anfassbarkeit nicht in den Dingen steckt, sondern Hirne benötigt, die sie erkennen. Ihr Rausch entpuppte sich als reduktionistischer Wahn, der Armut und die Implosion des Ganzen produziert, die dann kam. Jetzt ist die Rechnung da: Unberechenbarkeit und Unsicherheit. Man sehnt sich nach Stabilität. Selbst die alten Kommunisten erscheinen bei uns manchem in einem rosa Licht. Das Grenzenlose, das Abkehren von einst, ruft nach Begrenzungen.

Auch mir liegt die Stabilität am Herzen. Ich sehe jedoch, dass die alte, bei uns hergestellte objektive Realität noch immer wirkt. Noch immer werden Differenzen weggewischt, Urbares durch Agrarisches ersetzt, Macht nur als Handwerk

verstanden, jemandem etwas anzutun, und die Wirklichkeit als Gelegenheit, Schweizer Konten zu eröffnen. Ich sehe, dass manche Stabilisierungskonzepte westlicher Herkunft nicht helfen können, weil sie ähnlich linear gedacht sind, wie die Destroika. Destroika ist nämlich schlechter als die Perestroika, die der Komplexität damit trotzen wollte, indem sie sich nur bessere Konstrukte innerhalb des Rekonstruierten versprach. Destroika kann erfolgreich werden und wir sollten vernünftig und vorsichtig sein, denn die einzige Message aus der Mitte des Europas von uns – mitteleuropäisch gesehen – ist es natürlich, dieser Destroika zu trotzen.

Das wäre für heute, Meine Damen und Herren, alles.